

Die Zeitungs- und Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen. Nr. 205

Halle-Saale, Dienstag, 30. August 1927. Geschäftsstelle Halle-Saale, Leipziger Straße 61/62. ...

Die Weltflieger in München

Begeisterter Empfang der Amerikaner heute Start nach Konstantinopel

Die amerikanischen Flieger sind heute nachmittags kurz nach 4 Uhr glatt und wohlbehalten auf dem Flugplatz Oberwiesenfeld gelandet. Zur Begrüßung hatten sich außer der Zeitung der Süddeutschen Luftfahrt Vertreter der Stadt und des bayerischen Handelsministeriums sowie der amerikanische Generalkonsul in München eingefunden. ...

Freude in Amerika

Der Erfolg der Weltflieger erregt in den Vereinigten Staaten lebhaftes Genugung, die um so bemerkenswerter ist, als es sich um einen amerikanischen Flieger handelt.

Eine Rede Wrachynski auf der Tagung des Aufständischen Verbandes

Am Sonntag fand die Generalversammlung des Aufständischen Verbandes in Katowitz statt, die insofern besondere Bedeutung hatte, als an ihr offizielle Staatsvertreter teilnahmen und Reden gehalten wurden, die darauf hingielen, den Aufständischen-Verband von der Schuld an den Terrorakten freizusprechen. ...

Zwischenfälle bei der Trauerfeier für Sacco und Vanzetti in Boston

Während der Trauerfeier für Sacco und Vanzetti in Boston wurden von unbekanntem Täter zwei Feuerwerkskörper in den Saal geworfen.

Levine in London

Der amerikanische Flieger Levine traf heute nachmittags um 3:25 Uhr, von Le Bourget kommend, auf dem Flugplatz von Croydon ein. Wie sich später herausstellte, ist der Flug Levine gegen den Willen des für den Rückflug nach Amerika engagierten französischen Piloten Doublin erfolgt. ...

Chamberlain verkauft sein Flugzeuginventar und geht zum Film

Clarence D. Chamberlain will, wie es heißt, einen Kontrakt für den Film annehmen. Er hat sich seines gesamten Flugzeug- und Ausstattungs-Inventars entledigt. Der Verkauf soll ihm mehrere zehntausend Pfund einbringen. ...

Brand gestiftet, nachdem die Feuerwehr vorher durch falschen Alarm fortgeschickt worden war.

In einem großen Fabrikgebäude in Berlin ist ein Brand ausgebrochen. Die Feuerwehr konnte jedoch das Feuer, unterstützt durch starke Regenfälle, zur rechten Zeit eindämmen und so eine große Katastrophe verhindern. Die Explosivstoffe hätten genügt, um ganze Stadtviertel in Trümmer zu legen. ...

Die Befehle Hanckings bestätigt?

Nach Meldungen aus Beijing hat Tschangtschün eine Erklärung veröffentlicht, in der er behauptet, dass die Befehle General Sun an die Stadt Hankow nicht in Kraft getreten seien. ...

Deutsche Gedächtnisschwäche

Es ist ein eigenes Ding um das Deutsche Gedächtnis. Wer in seiner Zeitung noch anderes liest als das Lokale und den allgemeinen Teil, ja, wer auch nur ab und an einen Blick in den politischen Teil wirft, wird immer wieder auf Artikel und Notizen stoßen, die sich mit dem Gedächtnis befassen. ...

Der Schiffbruch der Verständigungspolitik

Dienstag Kabinettsitzung über die Außenpolitik

(Telegraphische Meldung)

Berlin, 29. August.

Dem ersten besten Schreiber, sondern sicher nach eingehender Durcharbeitung jedes Wortes von höchster Stelle verfaßt zu werden pflegen, muß man sich doch fragen, hat man an dieser Stelle denn wirklich alles vergessen, was Polen uns antat? Dies wäre unferes Erachtens allerdings eine Übermaßigkeit und Selbstentfaltung, die thesaurischen Formen über das Maß hinaus treiben würde. Die wehrlos zu lassen, durch Kameradschaft, Engherz und Verjährungsstilken die brutale Eroberungstucht des wahrhaftig nicht weniger als nachlässig veranlagten Polen einzulassen? Das eine wäre in der That ein Schicksal, das nicht weniger als ein Verbrechen wäre. Das andere, die Wehrlosigkeit zu verhehlen, das man sich doch überreden ließe, daß die Wehrlosigkeit ein Verbrechen sei, und daß man sich überreden ließe, daß die Wehrlosigkeit ein Verbrechen sei, und daß man sich überreden ließe, daß die Wehrlosigkeit ein Verbrechen sei.

Aber noch andere einschlägige Notizen, die uns zu denken geben, laufen zur Zeit durch die deutsche Presse:

Nach Paris wird gemeldet, daß 20 deutsche Auswanderer unter Führung eines Doktors von Ferienaufenthalt in Frankreich eingeführt sind, und zwar auf Veranlassung der deutschen und französischen Botschaft in Warschau.

Als derselbe Bote, deren deutscher Preis der Kaiserpreis Romans Holland zum 60. Geburtstag 30 000 Francs für das größte Gebiet Frankreichs schenkte, die sich dem Anstöße Osterrichts an Deutschland in einer öffentlichen Kundgebung entgegenstellte, in der sie Deutschland Mangel an Kultur, Individualität und Charakter vorwarf.

Ferner finden wir eine Antifügung über die Unterbringung deutscher Kinder in Dänemark und dänischer Kinder in Deutschland. Wir lesen:

„Während der großen Ferien finden in diesem Jahre wieder Transporte deutscher Kinder nach Dänemark statt. Da viele deutsche Familien den Wunsch ausdrücken, dänische Kinder einzulassen, und dadurch die angeknüpften Beziehungen aufrechtzuerhalten, will die dänische Botschaft in Berlin nun auch einen Transport dänischer Kinder nach Deutschland zusammenstellen für einen Aufenthalt von etwa 6-8 Wochen.“

„Das rote Kreuz ist international und leiht seine Hilfe allen, die in Not sind, gewiß ein schöner Grund, aber das sollte doch nicht so weit gehen, daß eine deutsche Ortsgruppe des Vereins seinen um ihr Deutschtum schwer ringenden Volksgenossen geradezu den Arm fällt. Wir leben im Jahrhundert der Erziehung; bis zum Unerbittlichen die kindliche Gefühlswelt erfordert, wird durch die vermeintlichen Maßnahmen ausgeglichen, wie dieser oder jener Einfluß auf das kindliche Gemüt einwirkt, wie das höchste Leben davon beindruckt wird, und trostlos will man deutsche Kinder mehr als unkontrollierbaren Einflüssen in dem noch immer feindlichen Ausland überlassen. Gewiß, es wird auch in Dänemark günstig unpolitischer Familien geben, die nur aus Mitleid in bester Absicht die deutsche Jugend aufnehmen. Wer denn wird schon nicht so viel Ehre ausbringen, endlich überhaupt die fremden Wohlthaten für unsere Kinder abzulehnen, so sollte uns doch wenigstens die Klugheit verbinden, diese ausgerechnet nach Dänemark zu schicken, denn es wäre ja geradezu ein Wunder, wenn ein Volk, das so planmäßig an der Entfaltung unserer Gernung zu arbeiten wie die dänen, sich bei Gelegenheit entzählen lassen sollte, die ihm ausgelieferte Jugend in seinem Sinne zu beeinflussen. Und was den Dänen recht ist, wird sicherlich den Franzosen billig sein!“

Lange schon ist Frick Reuters Kampfbild gegen die Dänen mit dem Refrain:

Las je kamen,
Stadt tofamen,
Ni sollt uns nicht mehr Dänenrecht,
Ni sollt uns Dittiche heiten!

das einst jeder Junge an der Wasserfontäne sang, verflungen, und von einem Zusammenstoß aller gegen die uns gierig umringenden Feinde ist heute weniger denn je die Rede. Der eine sieht nach rechts, der andere nach links, die Regierung steht über Zimmer und Schmidt der eigenen Untertanen hinweg und demütigt sich in wenig wichtigen Niederungsverhandlungen an unsere strahlendsten Gegner. Die Vorkämpfer unserer Gernung sind heute nicht mehr international sind, doch Deutschland von deutschen Menschen getragen werden, knüpfen Beziehungen mit dem feindlichen Ausland an, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, wie solches Gebaren verbitternd und arntündernd auf unsere im ständigen Widerkampf stehenden Volksgenossen an den Grenzen wirken muß. Jeder von diesen schielt in frankhaft dogmatischer Synthese nur nach dem Ausland und glaubt trotz aller gegenteiligen Erfahrung uns durch Demut und Gebuld eine gute Behandlung zu sichern.

Man fragt sich vergeblich, ob ein Volk, so bar jeden politischen Instinktes, überhaupt jemals ins Lande sein wird, sich im immer härteren werdenden Kampfe der Nationalitäten zu behaupten, denn letzten Endes wird alle Verjährungspolitik in charakterloser Verjährlichkeit sich vor dem brutalen Eroberungswillen der Feinde als finstlicher Selbstverleugung erweisen und nur, wenn wir in jedem Kampf um unser Deutschtum stolz und klug mit gleicher Mühelosigkeit, werden wir die Achtung und damit das Vertrauen der Welt, diese Zeitweiser unferer nationalen Wiedererlebunges zurückgewinnen.

Der ehemalige Kronprinz als Graf von Geldern in Wien

Wien, 29. August.

Der ehemalige deutsche Kronprinz, der seit Sonnabend unter dem Pseudonym eines Grafen von Geldern in Wien weilt, und in Hofes „Präval“ abgetaigelt ist, genährte gestern einen Mitarbeiter der „Sonn- und Montagzeitung“ ein Interview, in dem er u. a. sagte: „Ich bin seit dem Tode des Kaisers in Wien gewesen und habe mich in Wien aufgehalten und auch bei der großen Trauerfeier. Ich habe nun schon immer den Wunsch gehabt, diese schöne Stadt, in der ich in meiner Jugend die Erinnerung an fast künstlerische Eindrücke genährt habe, nach einer so langen Zeit wieder zu besuchen. Ich habe gehört, unter dem Namen eines Grafen von Geldern sei es das eine der Ziele unserer Gernung, die wir uns setzen zu können. Dieser Plan dieses Interviewes nicht die von mir erstrebte Verständigung.“ Der frühere Kronprinz erklärte dann, daß er ein Kind von Wien sei und hoffe, ein paar Tage dort bleiben zu können. Nun hier aus wurde er dann nach Baden fahren, um mit seiner Gemahlin zusammenzutreffen.“

Berlin, 29. August.

Die Telegraphen-Union erzählt, wird in der morgigen Kabinettsitzung Reichsaussenminister Dr. Stresemann über die außenpolitische Lage referieren. Man erwartet, daß bis zu dieser Sitzung eine offizielle Verständigung durch Frankreich, England und Belgien über die erlogte Einigung über die Frage der Truppenrückziehung im Rheinland hier vorliegt. An der Kabinettsitzung werden nur die Minister Geyer, Stresemann, Schiele, Rath und Curtius teilnehmen. Der Reichstanzler sowie Reichsminister Hergert und Reichsaussenminister Möller werden ihren Urlaub nicht unterbrechen. Die entscheidende Kabinettsitzung über die außenpolitische Lage taucht bekanntlich bereits Mitte August für den Herbst in Aussicht genommen. Infolge dessen ist auch mit einem Beschlusse des Reichstages zur außenpolitischen Lage morgen nicht zu rechnen. Dagegen dürfte das Kabinett nach der Abstimmung in Genf und der zu erwartenden Aussprache der Außenminister der Vorkonferenzen seine Stellungnahme zum Ausdruck bringen.

Warum immer nachher?

(Telegraphische Meldung)

Berlin, 29. August.

In Kreisen der Interparlamentarischen Union erwartet man, daß der französische Außenminister Briand noch vor dem Auseinandergehen der Interparlamentarischen Sitzung in einer Rede an die Außenpolitik Frankreichs Stellung nehmen wird. In der Rede Briands wird es als ein glanzvolches Ziel bezeichnet auf die Ausführungen des Generalen de Jouvenet vor der Interparlamentarischen Union gehen, der sich anfänglich weniger gegen die deutsche Auffassung als gegen die offizielle Außenpolitik Frankreichs gewandt hatte.

Die New-Yorker Presse zu den Rheinlandschwierigkeiten

New York, 29. August.

Die völkerverständlichen „New York Times“ beschäftigen sich mit dem Thema „Rheinland und Rheinlandschwierigkeiten“ und stellen fest, daß das Reich des Völkerverständnisses infolge der Schwierigkeiten über die Herstellung der Truppenstütze im Rheinland nicht gelitten habe; das „Journal“ betreibt nicht die authentische Meinung Frankreichs, innerhalb des französischen Reichs habe es immer Widerstand gegeben, aber nicht bei Briand mit seiner Meinung durchgedrungen.

Die „World“ fragt, warum Frankreich nicht mit England gemeinsam eine freundliche Geste gegenüber Deutschland mache und eine wirklich erhebliche Reduzierung der Rheinlandstruppen vornehme. Frankreich wolle, daß die Befestigung des Rheinlandes keine militärische Sicherheit biete, sondern nur ein vorläufiges Hindernis für den Feind biete. Man könne von Deutschland das, was man der Welt mit dem Vorkauf des Locarno-Vertrages gemäß handle, durch eine Politik der Freundschaft mehr erreichen, als durch eine Politik der Abwehr.

„Frankreich stand auf Seiten Gottes im Weltkrieg“

(Telegraphische Meldung)

Berlin, 29. August.

Eine neue Form für den geistigen Inhalt des Weltkrieges und sein letztes Ziel hat General de Gallenau, der eifrigste Führer der Belgien der Nationalitäten in Frankreich, gefunden. Der Krieg von 1914 sei ein Weltkrieg, für den keine Gerechtigkeit der Menschheit gewesen, der vorbereitet, gemacht und von der brutalen Gewalt eines heillosen Deutschland dem Gange gegeben wäre. Diese Zeitgebunden dränge gestern General de Gallenau bei der Rede seine Forderung bei dem in St. Emilion gehaltenen Vortrage vor dem Kommando der Kriegsgeschichte vor, zu setzen: „Wir führen u. a. aus: Der Ausgang dieses völkerverständlichen Weltkampfes war nicht die Umgestaltung der Weltkarte, die Zuteilung dieses oder jenes Landestheils an die Siegermächte, sondern die Herstellung eines friedlichen Gleichgewichts zwischen den Nationen. Die Welt wurde nicht durch die Umgestaltung der Weltkarte, die Zuteilung dieses oder jenes Landestheils an die Siegermächte, sondern die Herstellung eines friedlichen Gleichgewichts zwischen den Nationen. Die Welt wurde nicht durch die Umgestaltung der Weltkarte, die Zuteilung dieses oder jenes Landestheils an die Siegermächte, sondern die Herstellung eines friedlichen Gleichgewichts zwischen den Nationen.“

Abbrüstungsdebatte auf der Tagung der Interparlamentarischen Union

(Telegraphische Meldung)

Berlin, 29. August.

Die Interparlamentarische Union begann heute vormittag die Debatte über die internationale Abrüstung. Die Debatte wurde von dem Reichsarbeiter Rudolf eingeleitet, der darauf hinwies, daß der Hauptzweck des von der Kommission für die Abrüstung ausgesprochenen Wunsches darin bestehe, die Erhöhung der gegenseitigen Mistrustungen durch ein allgemeines Abkommen zu unterbrechen. Im Laufe der Debatte ergab sich Reichsaussenminister Stresemann das Wort. Der Redner führte u. a. aus, daß man zwar nach der Wendung des Weltkrieges der letzten Jahre sehe, daß eine Abrüstung der Welt nicht eingetreten ist. Die Welt befindet sich nicht in einer Periode der Abrüstung, vielmehr sehe man in zahlreichen Ländern des Erdballs Aufrüstungen, die sich noch zu verstärken drohen. Die Friedensverträge von Versailles, St. Germain, Trianon und Neuilly haben bei europäischen Nationen sehr weitgehende Abrüstungen herbeigeführt. Gerade diese Bestimmungen der Friedensverträge wurden von den betroffenen Völkern als eine Wohlthat empfunden werden, wenn das in den Verträgen vorgesehen festerlich und rückhaltlos gegebene Versprechen der Einleitung einer allgemeinen Abrüstung gehalten werden würde. Nach einem Hinweis auf das fernliegende Verlangen, die Abrüstung der Welt zu erreichen, erklärte der Redner, daß die Verträge der Abrüstung derselben Völkern ihrer Verantwortung bisher keinen Schritt näher gekommen seien. Die Beratungen der vorbereiteten Abrüstungskommission des Völkerverständnisses hätten auch keine Lösung des Problems gebracht. Die Interparlamentarische Union arbeite seit Jahrzehnten an der moralischen Abrüstung der Welt. Dieser Abrüstung könne am besten durch das Gelingen gleicher Rechts und gleichen Strebens bei allen Völkern gedient werden. Diese Abrüstung solle nicht durch eine Freiheit der Aufrüstung der jetzt antwortenden Völkern, sondern dadurch erreicht werden.

die die übrigen Nationen die Abrüstung als Norm nicht nur annehmen, sondern ihr aufzureden. Die eingehende Mehrheit des deutschen Volkes sei freilich die, die die freie Verständigung mit allen Nationen, im Osten insbesondere Polen. Der Redner wendete sich dann gegen einen künftigen Aufstand und demgegenüber die Freiheit der Abrüstung der Welt. Die Abrüstung der Welt würde die gegenseitige Befriedigung der Völker noch mehr erschweren würde. Ich habe volles Verständnis für die nach im belgischen Volk lebenden bitteren Gefühle. Das belgische Volk beharre geduldig auf der Forderung, daß ein Anspruch auf besondere Behandlung seiner belgischen Angelegenheiten, im Grunde an die Zeiten, die wir jetzt erleben, nicht seinen Willen in den Weltkrieg geschiedenen neutralen Belgien und aus der Erkenntnis lassen, was seine ableite Bevölkerung ertragen habe, fordere er den belgischen Antrag der freilichen Bevölkerung in künftigen Kriegen. Sollmann gab der Befriedigung Ausdruck, daß die Verständigung des Völkerverständnisses die Lösung des Abrüstungsproblems hoffnungsvoller machen würde und von den Zielen der Abrüstung weit hinausführen würde. Mit voller Zustimmung begrüßte die deutsche Gruppe das angestrebte Verbot militärischer Verbände neben den eigentlichen Ozeanen. Dahinter erhebe sich die Frage, ob der Grundgedanke der allgemeinen Abrüstung nicht überhaupt von allen zu verworfen sei, die den militärischen Geist der Völkerverständnisses am meisten entbehren. Die deutsche Gruppe wüßte sehr gerne, daß alle nationalen Gruppen der Internationalen Parlamentarischen Union mit ihr übereinstimmen für die allgemeine Abrüstung verdoppelt möchten. Die den Völkern bedrohenden Gefahren würden wachsen, wenn die Abrüstungen anhalten, da noch tieferen Tendenzen in der Welt. Die Abrüstung hat einen klaren Willen. In allen Delegationen hoffe ich die deutsche Gruppe eins in dem Willen: „Ein Ende der Aufrüstung! Die Abrüstung beginnt!“

Belgiens Antwort auf die Sollmannrede

Berlin, 29. August.

Auf der heutigen Plenarversammlung der Interparlamentarischen Union antwortete auf die Ausführungen des deutschen Delegierten Dr. Sollmann der belgische Senator Digneffe. Er erklärte, daß für die Lösung des Problems der Abrüstung jede Nation den selben Willen bekunden müsse, wobei die Opfer auf sich nehmen, die es von den anderen verlange und die Verpflichtungen einhalten, die beschlossen wurden. Das Belgien betreffe, so trete es mit einem gewissen Vorbehalt in die Beratungen des Völkerverständnisses ein. Er, Digneffe, hätte mit Ablehnung die Lösung des Problems der Abrüstung nicht erklärt, daß wenn in Deutschland politische Männer so denken wie Dr. Sollmann, die Lösung des Abrüstungsproblems sehr erleichtert sei. Außer den Erklärungen Dr. Sollmanns seien aber auch noch andere Ansichten von deutschen führenden Männern geäußert worden, die einen genaueren Bräunungsplan seien. Belgien könne das, was die Erfassung seines eigenen Willens nicht übergeben, auch nicht die Ausführungen des Generalen de Jouvenet, der die Arbeit der Kommission der französischen Kammer sowie den Bericht des Generalen Gallenous übergeben, dessen Gehalt der französische Reichspräsident Rainelle bestätigt habe. Die Delegationen müßten in diesem Zusammenhang auch die belgische Kommission der belgischen Presse in Betracht ziehen, welche die Rede Barbois in Anwesenheit Hindenburgs am deutschen Vorkaufstag.

Wenn erneut ein Krieg ausbräche, so werde Belgien wieder zum Schauplatz des Krieges werden. Ein Krieg der Großmächte könne nicht die kleinen Staaten in den Konflikt hinein und daher würde die Lösung des Problems mit einer gewissen Herabsetzung der Abrüstung ein. „Ich für meine Person“, so erklärte Digneffe, „bin der Meinung, man müßte für die Lösung des Problems als erste Pflicht die moralische Abrüstung verfolgen. Man werde ihm in dieser Beziehung wohl den Vorkauf machen, wenn er nachfolgen, aber in der Welt müßten man die Welt zu Zeit haben verbieten, Wert liefern, Wert liefern, Wert liefern, Wert liefern. Derartige Ideen hätten man mindestens den Augen, die Öffnung nachzugeben, die das Leben selbst bedeute.“

Die Unterredung mit Cecil

Berlin, 29. August.

Ueber den Inhalt der Unterredung, die gestern Abend zwischen Cecil und Baldwin in einem Klub im Western London's Hotel stattfand, berichtet Cecil, daß Cecil aus seiner Zeit in London über die Britenabbrüstungsfrage seinen die Unterredung machte und der Unterredung Ausdruck gab, daß ein Uebereinkommen erzielt werden könnte. Auch das Rheinlandkompromiß soll Lord Cecil als unzureichend bezeichnet haben. Baldwin befragte sich darauf, Cecil um die Bedeutung seiner Aemter zu erfahren, da für eine sofortige Aktion keine Möglichkeit sei, falls eine solche Entscheidung in die gleiche Frage für später in Aussicht. Die „Berliner News“ berichten weiter, daß Baldwin politische Mittlungen nicht nur aus England, sondern auch von anderen Nationen erhalten hat, in denen auf die Bedeutung der Arbeit Lord Cecil für den Völkerverständnis hingewiesen und der Reichsminister gebeten wird, alles zu tun, um Cecil als Mitglied des britischen Kabinetts zu erhalten.

Cecil geht nach Genf

Berlin, 29. August.

Die im Zusammenhang mit den Austrittsabsichten Lord Cecil herangezogene Briefe ist durch die Aussprache zwischen Lord Cecil und Baldwin zwar nicht gelöst, aber zunächst gütlich gelöst worden. Nichtsdestoweniger Baldwin ist inzwischen auf drei Wochen nach Argles dahin abgereist, nachdem er von Lord Cecil die Zustimmung erhalten hatte, daß er in Argles ein Mitglied der Kommission bleibt und auch seine bisherigen Funktionen als Vertreter beim Völkerverständnis nicht aufgibt. Sicherlich, daß Lord Robert Cecil, wie vorhergesehen, der britischen Delegation die in den nächsten Tagen zur Genfer Rückberaubungsdebatte abreißen, angehen wird und daß nach der Rückkehr Baldwin aus Argles die eine eingehende Erörterung der Fragen erfolgen wird, die Lord Cecil Rückberaubung verurteilt haben. In politischen Kreisen verläutet, daß sowohl Baldwin wie Chamberlain einen Entwurf aufgegeben, um Cecil zur Beibehaltung seines Postens zu bewegen.

Letzte Handelsmeldungen

Frankfurter Abendbörsen

Frankfurt, 29. August. Im der Abendbörsen war die Haltung etwas erholt. Die Grundstimmung blieb jedoch weiter ziemlich unsicher, da man zum Haupttag noch Schwierigkeiten befürchtet. Die Umsätze bewegten sich in den letzten Stunden. Gemischte Warenten konnten gegen die niedrigen Berliner Schlusskurse bis zu 24 Proz. betragsame Erholungen aufweisen, fanden waren um etwa 8 Proz. und Hellhoff Waldhoff um etwa 8 Proz. absetzen. Renten blieben geschäftlos und wenig verändert. Im Verlaufe gaben die Kurse eher wieder etwas nach.

Schiffahrt

Schiffahrt auf der Saale. (Mitgeteilt von der Heberer der Saale-Schiffer, H.L.-Bel., Halle.) Amgenkommen am 29. August Eildampfer „Weigenfels“ mit Eildampfer nach Hamburg.

Halle und Umgebung

Die drei Arten der Peinigung

Einfache Peinigung, hieße Rauberei, verwerfliche Peinigung. Und die Strafen: Geldstrafe, Haft, Gefängnis.

Es ist letzten Endes bedauerlich, wie wenig in weiten Volkstufen die Kenntnis von Recht und Gesetz verbreitet ist; denn eine Unzahl von Prozessen, die Haft und Zucht, Mühsal und Schläge für die Parteien im Gefolge haben, könnten vermieden werden, wenn sich die Streitenden durch Kenntnis des Gesetzes von vornherein über den Ausgang eines dergleichen Prozesses im klaren wären.

Die einfache Peinigung, die dolose Verletzung der Ehre einer Person, bestehend in Ausbeugungen und Mißachtung, der Fall des § 185 des Strafgesetzbuches, kann mittels Worte oder mittels einer Täuschung begangen werden. Am häufigsten ist die mündliche Peinigung, die zwei Redaktoren hinter sich mit Schimpfwörtern, Dr. Dieb, Judenhäuser, Landesverräter. Solche Schimpfwörter sind unter Umständen eine Peinigung und deshalb mit Strafe bedroht.

Anders liegt es bei der Peinigung durch die Rauberei im Falle des § 186 des Strafgesetzbuches, durch den mit Strafe bedroht wird, wer in Beziehung auf einen anderen eine nicht erweisliche Tatsache behauptet oder verbreitet, die diesen verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzumindern geeignet ist.

Der dritte und daher auch mit der schwersten Strafe bedrohte Fall ist die verwerfliche Peinigung. Es besteht darin, daß man wider besseres Wissen in Beziehung auf einen anderen eine unwahre Tatsache behauptet oder verbreitet, die diesen verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzumindern geeignet ist. Bei der einfachen Peinigung wird durch ein Schimpfwort, hier durch die Behauptung einer Tatsache, beleidigt. Es ist ein Unterschied, ob man zu jemandem wegen Diebstahls verurteilt ist, weil ich nichts zu tun habe, oder ob man sagt: „Mit einem Mann, der gestohlen hat, überwegen Diebstahls verurteilt ist, ist nichts zu tun haben.“ Das Wort Dieb enthält unter allen Umständen eine Peinigung, die nach § 185 bestraft wird. In dem zweiten Falle handelt es sich um die Behauptung einer Tatsache, nämlich: „Du hast gestohlen.“ Kann man die Wahrheit dieser Tatsache beweisen, ist man straflos, im anderen Falle wird man mit § 186 bestraft.

Die Landgemeinden zur Steuervereinfachung

Der Vorstand des Verbandes der preussischen Landgemeinden, der zuerst in Berlin tagte, legte am dem Entwurf eines Steuervereinfachungsgesetzes folgende Richtlinien fest:

Der Grundgedanke der Vereinheitlichung wird bejaht. Er darf aber nicht dazu benutzt werden, um weitere Verschärfungen der zuerst schon häufig unangenehmen Einkünfte der Gemeinden herbeizuführen. Das Ausdrucksrecht der Berufsvertretungen ist zu befestigen, da darin eine Ausnahmebestimmung gegen die Gemeinden und eine Zurückführung anderer Steuerpflichtiger erlitten werden muß. Auch muß betont werden, daß dieses Ausdrucksrecht nicht zur Überbürdung der Gemeinden dient und kein Mittel zur Senkung der Steuern darstellt. Wenn das Einkommenrecht bestehen bleibt, darf es jedenfalls nicht einseitig gegenüber den Gemeinden verschärft werden, sondern muß gleichfalls gegenüber Kreisen und Provinzen bestehen. Es muß eine verlässliche und wirksame Minderförmigkeit der Gemeinden bei der Veranlagung, dem Verfahren, Stundung im Falle der Steuern unbedingte Gewährung werden. Die an sich wünschenswerte Vereinheitlichung der Steuerbefehle bringt die Gefahr der Verzögerung mit sich infolge verpateter Zustellung und in weiterer Folge verzögerter Steuererhebung. Deshalb ist eine Zersplitterung der Gemeinden etwa durch Verschleissung des Reiches für die Gemeinden notwendig.

Die Peinigung der „Meisterfinger“-Auführung. Die Hauptrollen der „Meisterfinger“-Auführung am Donnerstag, mit der die neue Spielzeit beginnen wird, sind wie folgt besetzt: Richi Kermanz (Danz Sade), Heinrich Kogmeier (Solofang), Walter Karmamer (Danz), Gertrud Glases (Danz), Ita v. Franke (Danz), August Kogler (Danz), Heide Dörner (Kogler), Heinrich Kogmeier (Kogler), Carl Romberg (Kogler), Musikalische Leitung: Generalmusikdirektor v. d. N.; Regie: August Kogler; Bühnenbild: Alfred Opvel; Kostüme: Peter Möller. Die Damen Glases und v. Franke sowie Herr Karmamer singen ihre Partien erstmalig.

Wo telefoniert man abends in Halle?

Wenn man keinen Fernsprecher hat und am Abend telefonieren muß. — Schafft öffentliche Fernsprechtischen!

Vielleicht wird mancher ungläubig den Kopf schütteln, wenn man behauptet, daß das Telefonieren abends in Halle, aus großen Schwierigkeiten löst. Aber diese Illusion ist bereits längst durch das „Was man nicht kennt, entbehrt man nicht“, sagt ein Sprichwort, und dem Heiler wird vielfach der Witzling nicht fernerhin aufgegeben sein, um so mehr jedoch dem Fremden, der wirklich großstädtische Verhältnisse kennt.

Wie das Fernsprechernetzverhältnis ausweist, besitzen wir in Halle 50 „öffentliche Fernsprechtischen“, die den 180 000 Einwohnern ohne eigenen Telefonanschluß jederzeit und zum amtlich vorgeschriebenen Tarif das Telefonieren ermöglichen sollen. Von diesen 50 Fernprechtischen befinden sich 37 in Säben, meist wohl Jägergehöften, die ganz selten vor 8 Uhr früh öffnen, und die sämtlich um Punkt 7 Uhr abends schließen, von ihnen befinden sich dagegen nur 13 in Cafés, Kaffeehäusern, in denen die bis zur Schließung, also bis um 1 Uhr nachts, offen halten. Außerdem einmal davon, daß es noch 7 Uhr abends wenig, und höchstens nach 1 Uhr nachts gar keine Möglichkeit gibt, diese „öffentlichen“ Fernprecher zu benutzen, ist auch in der Zeit, wo sie tatsächlich verfügbar sind, ihr Gebrauch nicht so ganz einfach. Denn sie zu entdecken, ist schwierig, da sie trotz der vollständigen Beschriftung, gar nicht oder nur durch geringfügig sichtbar angebrachte Schilder kenntlich gemacht sind, übrigens ein bankrottens Feld für eine gelegentliche Kontrolle seitens der O. S. D.

Daß die Postämter selbst um 6 Uhr ihre Porten schließen und von da ab „öffentliche Fernprechtischen“ nicht mehr in Frage kommen, das ist allerdings eine Tatsache, die durch die Frage nur die Hauptpost und die Nebenpost selbstverständlich bis 9 — ja bis 10 Uhr abends — bis 9 Uhr abends Fernprechtlichkeit bieten, ist ja allgemein bekannt und hat schon so manches Kopfwehchen eines sonst so geüblichen Publikum hervorgerufen.

Doch weiter, wo sieht es denn mit den amtlich vorgeschriebenen Kosten eines Telefongesprächs? Wenn überhaupt der amtliche Preis — für ein Stabgespräch 10 Pf. — von den Anwohnern der Fernprechtstellen eingeleitet wird, so pflegt sich doch noch jedes Gespräch

durch eine Anstandsgebühr zu verheeren.

Denn wer verheere wohl nach Benutzung des Fernprecher, der häufig angeordnet nach noch in den Privaträumen des Anwohners angebracht, nach als ständige Aufnahme von dieser Regel für diesen zu erzielen ist, einen Jägergehöft, ohne — mag er auch Richteramt sein — ein paar Jägerhunde mitzunehmen, und wer ein Restaurant, ohne nach — wenn auch eigene Dürst — ein Glas Bier zu trinken? Bestände diese Anstandsgebühr nicht oder würde sie nicht ausbleiben, wie diese wohl jede halb die Post niemanden mehr, der sich der Mühe unterzieht, in seine Räume eine öffentliche Fernprechtstelle aufzunehmen.

Nur eine einzige Möglichkeit besteht in Halle, jederzeit und ohne unnütze Umstände zu telefonieren, sie sei hier ungenügend verzeihen. Braucht zu den Abert in nächster Stunde

oder das Überfallkommen, lieber Galanterie-Mitbringer, der du nicht in der glücklichen Lage bist, einen Fernprecher in der Wohnung zu haben, so magst du dich auf andere zum Vorkommen dort darfst du den Jägergehöft in der Vorhalle benutzen, nachdem du eine Karte im Werte von 10 Pf. am Schalter vorlegt. (Was zum direkten automatischen Betrieb beim Fernprechtamt kein allzu fernliegender Gedanke, hat es der Mühsal — der danach die Mitteilung der Reichspost auf Motorbetrieb bisher glücklicherweise — noch nicht gebracht, aus irgendwelchen tiefgründigen, dem Laien darum unbegreiflichen Gründen.)

Alle diese Mühsale hat man in anderen Großstädten — so in Berlin und in Leipzig — schon viel längerer Zeit mit einem Schläge durch eine recht einfache Maßregel aus der Welt geschafft. In Hauptverkehrsstunden hat man

„Straßenmännchenfernprecher“, in auffällig erleuchtete Glasfenster eingebaut, aufgestellt, die nach der Stadt zu freies geöffnet.

Sollte es wirklich nicht möglich sein, auch in Halle die in anderen Großstädten hervorragenden bewährten Straßenmännchenfernprecher einzuführen? Wie eine solche Fernprechtstelle am Jägergehöft, auf dem Markt und am „Café Davids“, für die Jägergehöftverhältnisse möglichst am Rannischen Platz, am Marktplatz und an der Kreuzung Franzosen-Ludwig- und Eckerstraße aufgestellt, und die jammervollen Zustände im öffentlichen Fernprecherhause hier ein für allemal behoben. Nach neuen Informationen wäre dies mit einem in Anbetracht des hiesigen

geringen Aufwands, mit einer Summe von etwa 10 000 Mk., zu erreichen. Eine Summe, die durch Benutzung abgerundeter Apparate überflüssig gewordener öffentlicher Fernprecher aller Art noch erheblich herabgebracht werden könnte, ganz abgesehen davon, daß die neuen Glasfenster, an den verkehrsreichen Punkten der Stadt stehend, überaus günstige Objekte zur Werbeflächenverwertung — an den Straßenbahnhaltestellen — darstellen würden.

Daß auch unser Magistrat mit diesen Fragen sich beschäftigt, sogar schon seit Monaten, unternimmt man; was aber im Schilde des Stadtratgeschehens erwohnen wird, pflegt für die Allgemeinheit in unglücklicher Dunkel gehüllt zu sein. Vielleicht erreichen es unsere Anträge, daß für dies eine halbe Jahr der Magistrat den öffentlichen Fernprecher, der keine Ermöglichen zu weichen ließe, um ein wenig lästigt. Auch an die Oberpostdirektion werden wir mit der Bitte, auf unseren Vorschlägen freilich Stellung zu nehmen, herantragen. Bei der bekannten erfreulichen Einstellung der Postbehörden gegenüber der Öffentlichkeit und ihrer bereitwilligen Berücksichtigung der Bedürfnisse der Bevölkerung, politisch-gesellschaftlich über die Frage der Straßenmännchenfernprecher für unsere Stadt schon in nächster Zeit bringen zu können.

Der Kampf um die Arbeitsgerichte

Mehrung sozialdemokratischer Einwendungen. Der vorzeitige amtsdienlich-vaterländischen Arbeiterbewegung ist es in den verwichenen Wochen Deutschlands gelungen, ihre Vertreter in mißlichem Kampf als Vertreter der neu gebildeten Arbeitsgerichte durchzusetzen, nicht ohne den harten Widerstand der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Immer wieder verurteilten diese letzteren die N. v. W.-Verträge aus ihrem Klagen zu verdrängen mit dem Hinweis, daß der N. v. W. nicht tarif- und vertretungsfähig sei.

In einem acht Seiten langen Ertrag hat nunmehr als erste die Regierung der Oberpräsidium des Innern, in Regensburg unter dem H. v. W. abgelehnt, diesem Verlangen der Gewerkschaften nachzugeben. An der hochbedeutenden Entscheidung stellt sie die absolute Unmöglichkeit einer allgemeinen grundsätzlichen Vereinigung der Anerkennung der nicht auf gewerkschaftlicher Grundlage aufgebauten Organisationen als wirtschaftlicher Vereinigungen im Sinne des „A. v. W.“ fest. Weiterhin argumentiert sie, daß „die Mittel, mit denen der vorbekannte vaterländische Zweck“, seitens der wirtschaftlichen Arbeitnehmervereinigungen erreicht wird, für den Begriff der wirtschaftlichen Vereinigungen nicht maßgebend sind. Die Regierung kommt zum Schluß ihrer Darlegungen mit folgenden Worten zur Ablehnung der gewerkschaftlichen Forderungen auf Nichtanerkennung der vorerwähnten N. v. W.-Verträge:

Angesichts der dargelegten Sach- und Rechtslage konnte die oberste, jede gleichzeitige nicht zulässige Rücksicht auf einseitige gewerkschaftspolitische Wünsche und Ansprüche ausschließende Würdigung der geltend gemachten Einwendungen keinen Anlaß zu einer Änderung der durch Entscheidung vom 17. Juli d. J. erfolgten Vertagung der Arbeitnehmerbeihilfer dieser Kammer ergeben.

Wohin gehe ich heute?

- Stadttheater: Der Wolfen.
Halla-Theater: Der Schillerprophet (8).
Halla-Kriegsstraße: Die schönsten Reine von Berlin (4, 6, 8).
Halla Alte Promenade: Metropolis (4, 6, 15, 8, 30).
G. Z. Wilschstraße: Die letzte Nacht (4, 6, 10, 8, 15).
G. Z. W. Altschstraße: Die letzte Nacht (4, 6, 10, 8, 15).
Moderne Theater: Variété (8).

Volkstinderhäuser

Was in Deutschland noch fehlt. Wieviel Kinder von zwei bis sechs Jahren laufen noch während des Tages unbeschäftigt auf den Straßen der Großstadt umher, während Vater und Mutter in den Fabriken oder bei anderer Erwerbstätigkeit tätig sind! Wieviel besorgte Eltern seufzen über das Los ihrer Kleinen, denen sie nicht die nötige körperliche und geistige Pflege zukommen lassen können, und die sie alle Gefahren der Großstadt überantwortet lassen, ohne zu wissen, wie sie dem abhelfen könnten. Dieses Problem muß aber gelöst werden, wenn die nächste Generation sich zu gestalten und der Gemeinschaft nützlichen Menschen entwideln soll. Es müssen Stellen geschaffen werden, die die Kleinkinder, denen es an der nötigen Pflege und Erziehung mangelt, aufnehmen und ihnen geben, was ein Kind braucht.

Diese Forderung ist in England schon weitgehend erfüllt. Es genügt nicht, die Kleinen Kinder in Kinderbewahranstalten unterzubringen. Ärzte und Psychologen bemühen sich, die Gefährnisse zu vermeiden, daß für die gesunde Entwicklung des Kindes die Pflege und Behandlung des Kleinkindes ausfallen könnte. Die besten Einrichtungen beruhen auf die wissenschaftlichen Theorien und die Praxis der Montessori-Methode, die in den modernen Kinderhäusern angewandt wird. Diese Methode verlangt vor allem eine kindgerechte Umgebung, die den Kräften und den Bedürfnissen des Kindes angepaßt ist, die dem Kinde immer von neuem Gelegenheit gibt, sich nützlich zu betätigen. Am Montessori-Kinderhaus gibt es für die Kleinen von zwei bis sechs Jahren hübsche, leichte Stühle und Tische, dazu passende niedrige Schränke und Schränke und alle Geräte, die notwendig sind, einen kleinen Haushalt sauber und ordentlich im Stande zu halten. Die Kinder putzen, schreiben und wischen nach, sortieren mit kleinen handlichen Wägen, Schälchen und Tälchen mit in einer ihren eigenen Reihen entsprechenden Spinnweben. Aber auch andere Spielzeug ist vorhanden; ein vielfältiges Beschäftigungsmaterial, das durch Farben und Formen angepaßt auf die Kinder wirkt, nicht ihnen zur Verfügung, und es ist ihnen gestattet, sich so oft und so lange damit zu beschäftigen, wie es ihnen gefällt. Durch diese Beschäftigung vertiefen sich unmerklich die Sinne der Kinder, und durch die Betätigung in ihr Spiel entwickeln sich ihre Konzentrationsfähigkeit, eine wichtige Voraussetzung für das ganze Leben.

BRENNABOR Schnell-Lastwagen advertisement with image of a truck and technical specifications like '6 Cyl. Motor' and 'Leistungsfähig Wirtschaftlich'.

Motorfahrzeug-Gesellschaft Wilhelm Koppen & Co., Halle (S.). Magdeburger Straße 60/61. Fernruf 254 27. Bevollmächtigte Vertretung der Firma Gebr. Reichstein, Brennabor-Werke, Brandenburg (Havel).

Unterhaltungs-Beilage

Der Ruck im Fahrstuhl

ROMAN VON
PAUL FECHTER

Copyright 1926 by Deutsche
Verlagsanstalt, Stuttgart

Dann stand Eva wieder auf der Lindenstraße. Die Sonne schien, und der Schnee auf den Dächern und den Sims der Häuser glänzte weiß und fröhlich. Aber ihr war mehr als elend zumute, und was ihr noch vor einer Stunde selbstverständlich und vernünftig vorgekommen war, erschien ihr jetzt scheußlich und unmöglich und hoffnungslos. Sie würde niemals eine Stelle finden. Es gab ja viel zuviel Menschen in dieser Riesenstadt, die alle Arbeit suchten.

Sie war in Gedanken wieder bis zur Oranienstraße hinuntergegangen und überlegte, was sie tun sollte. Soviel Mut, sich auch noch von Doktor Wiesenthal abweisen zu lassen, brachte sie heute nicht mehr auf.

Sie stand an der Ecke gegenüber der Jerusalemer Kirche, die gelb und behäbig im Sonnenschein lag, und überlegte. Da kam ein Automobil langsam aus der Lindenstraße und bog dicht an der Bordschwelle furchend in die Oranienstraße ein. Der Mann am Steuer sah sie groß an, und auf einmal grinste er und brachte seinen Wagen zum Stehen.

Eva, noch ganz befangen von ihrem ersten Versuch, unter die praktischen Berliner zu gehen, sah ihn erstaunt an. Er aber ließ sich dadurch nicht stören, sondern lachte vergnügt weiter, zog seine Mütze und sagte: „Sie kennen mich natürlich nicht mehr, Fräulein.“

Er hatte aber unrecht. Denn in dem Augenblick, in dem er die Mütze abnahm, hatte Eva Herrn Traugott Lehmann aus Friedrichshagen erkannt.

„Doch,“ sagte sie, „doch. Natürlich kenne ich Sie, Herr Lehmann.“

Traugott strahlte: „Ich hab' Sie auch gleich erkannt. Was machen Sie denn hier? Was macht der Herr Baumeister?“

Eva hielt sich an die erste Frage: „Ich warte auf eine Elektrische.“

„Hier, wo keine Haltestelle ist?“ lachte Lehmann. „Wissen Sie was, steigen Sie ein: ich fahre Sie, wo sie hin wollen.“

Eva zögerte, aber er sah sie freundlich an: „Sie können ruhig mitkommen; das ist jetzt mein Beruf, und es geht doch schneller.“

Damit öffnete er den Schlag, aber nicht den des Wagens, sondern den des Führersitzes und machte eine einladende Handbewegung auf den Platz neben sich. Und Eva besah nicht mehr soviel Kraft, dieser einladenden Geste zu widerstehen.

„Also wo wollen Sie hin?“ fragte Traugott und breitete eine Decke über ihre Knie.

Sie überlegte: „Ich möchte nach dem Westen.“

„Das ist 'n bisschen unbestimmt,“ meinte Herr Lehmann.

Sie erwiderte noch einmal einen Versuch bei Doktor Wiesenthal, verwarf den Gedanken aber wieder. Nach Hause? Dagegen sträubte sich etwas in ihr. Blödsinnlich fiel ihr Gieseler ein. „Ich möchte nach dem Winterfeldplatz.“

„Großartig,“ sagte Herr Lehmann, „ich muß nachher nach Friedenau; das ist der halbe Weg.“

Er schaltete den Motor ein, der Wagen ruckte an. Sie fuhren um die dicke gelbe Kirche herum und bogen wieder in die Lindenstraße ein, nach dem Belle-Alliance-Platz zu. „Wissen Sie was?“ schlug er vor, „wir fahren erst mal 'n Stück am Ufer entlang nach'm Tiergarten, nich? Seut bei dem Wetter und mit Schnee ist es mindestens wie Treptow. Wollen Sie, Fräulein?“

Eva schwankte einen Augenblick, dann nickte sie: „Gern, Herr Lehmann.“ Und Herr Lehmann strahlte wieder und fuhr los.

„Wie kommen Sie denn um diese Zeit in die Stadt?“ fragte Eva, als sie um den Belle-Alliance-Platz fuhren.

Traugott Lehmann lachte: „Am diese Zeit? Ich bin schon seit sieben Uhr früh in der Stadt, jeden Tag.“

Sie sah ihn erstaunt an. Er lachte wieder: „Ja, Fräulein, Sie leben noch in den Zeiten wie damals, als Sie in Friedrichshagen waren mit Herrn Baumeister. Die Zeiten sind vorbei.“

„Wiefo?“ fragte Eva. — Die Bäume am Ufer standen beschneit, das Wasser lag dunkel, kalt im hellen Licht.

„Wiefo?“ wiederholte Herr Lehmann. „Weil die Herrlichkeit alle ist, aus, zu Ende. Es ist nicht mehr mit Erker und bunte

Scheiben und gnädige Frau spielen.“ Sie sah ihn erschrocken an; aber er nickte: „Die Villa hab' ich verkauft; von dem, was ich dafür jekriegt habe, habe ich die Hälfte auf die Bank gegeben — gute Zinsen, sage ich Ihnen — für die andere hab' ich 'n Autoverleihgeschäft aufgemacht. Ich bin Führer geworden und mein eigener Chauffeur. Gott sei Dank, daß ich das damals gelernt habe.“

„Ja, aber,“ sagte Eva. Traugott jedoch unterbrach sie: „Sie meinen, wie det jekommen is? Furchtbar einfach. Als die Jeshichte mit de neue Feld anfang, da hat ich 'n Haus und hat 'n Auto und hat 'n Chauffeur und hatte drei Dienstmädchen und hatte 'n Diener — bloß ich hatte keen Feld mehr. Ich hatte lauter Sachwerte, aber keen Betriebskapital.“

„Sie auch?“ sagte Eva unwillkürlich.

„Wat heißt auch?“ fragte Herr Lehmann und sah sie mit hochgezogenen Augenbraunen erstaunt an.

„Ich dachte, das könnte nur Frauen passieren,“ erwiderte sie zurückhaltend.

„Einen Augenblick,“ sagte Traugott Lehmann. Sie fuhren gerade über die Potsdamer Straße und bogen in die Viktoriastraße nach der Siegesallee ein.

„Bloß Frauen? Det is uns allen passiert oder beinahe allen. So schlau, beizeiten auszusteigen, die Papiere zu verkaufen un nachher weg mit de Sachwerte un rin ins neue Feld: so schlau sind die wenigsten gewesen. Wir sind alle rinjefallen.“

„Das ist schlimm für Sie,“ meinte Eva, als sie um den Rolandbrunnen fuhren.

Lehmann lachte: „Schlimm? Ach, Fräulein, ich weiß nicht. Jewiß, das Haus war schön. Und wenn id meinen Erker jekriegt hätte, denn hätte ich mich wirklich dran jefreut. Aber woll'n Se glauben, daß mir manchmal jekt wagen is als früher?“

„Det will id Ihnen ganz genau sagen,“ antwortete er. „Weil es so richtiger is. Det velle Feld, das war ja ganz schön; aber id hatte doch immer so 'n Gefühl: eigentlich is 'n Schwindel dabei, und id sagte mir: Mensch, Traugott, sagte id, wenn du auch in die feine Villa am Müggelsee wohnt und 'n Diener hast und 'n Auto — inwendig jehörte doch in die Madaitstraße. Und 's wär dir viel wohler da. Und als das nu alles so kam, da hab' id natürlich jefucht; aber so janz für mich hab' id mir jeklagt: nu wird's wieder richtig. Nu kannst nochmal anfangen, un anfangen is de Hauptsache. Mit Fußzig fertig und 'ne Villa und 'n Erker, das is nicht vor Traugott Lehmann.“

Er schlug mit der Hand: „Fragen Sie lieber nich! Sie hat ja auch recht; für die Frauen is das viel schwerer. Unserins wird wieder eingespannt, wenn er kein Geld mehr hat; aber die Frauen werden ausgespannt. Und wenn die mal 's Arbeiten verlernt haben, dann lernen sie's nie wieder. Für unserins is so 'n Ruck 'ne gute Sache; die Frauen können ihn nicht vertragen. Und nu meine! Erst jnädige Frau hier un jnädige Frau da und Mädchen und Auto, und jekt Portierwohnung und kein Mädchen und das Auto bloß für andere auf Miete — das is nicht leicht. Das is schlimmer wie mit 'n Kindern.“

„So ganz wohl scheint Ihnen doch nicht zu sein, Herr Lehmann,“ sagte Eva. Sie fuhren gerade über den großen Stern, und die Tiergartenchauffee lag weiß und beschneit im Sonnenschein.

Traugott Lehmann sah sie von der Seite an: „Gott, Fräulein, seien Sie mal aufrichtig, ein bißchen Schwindel ist doch immer dabei, wenn man sagt, 's geht einem gut; aber ohne Schwindel is et nicht mit dem Leben, und denn wat heißt wohl? Ich verdiene jenug zum Leben, wir haben drei Zimmer, wenn se doch mau klein sind, na und mit der Zeit werde id ja wohl wieder auf irgendeinen grünen Zweig jeraten.“

„Und dann bauen Sie sich eine neue Villa am Müggelsee,“ lachte Eva. Aber Lehmann schüttelte den Kopf: „Ne, Fräulein, das tu id nich. Wenn id mir wieder wat baue, und id möchte schon, denn bau id mir 'n Haus, aber keene Villa. Ich denke manchmal, daß davon überhaupt unser janzes Pech jekommen is, nich bloß mein. Wir verdienen immer mehr Geld, und da dachten wir, nu sind wir feine Leute, und jeder baut sich 'ne Villa, und

Die Miniature

Stizze von M. Bauer, München.

Lord Chester beherrschte sich mühsam. Nach dem Vor-
gefallenen wäre er am liebsten aufgesprungen, um seine Er-
regung auszulassen. So aber begnügte er sich mit einem viel-
sagenden, durchdringenden Blick nach seinem Gegenüber. Das
war James Smith, sein bester Freund.

Noch niemals hatte irgend ein Verdacht gegen ihn Lord
Chesters Herz beschwert. Es war auch jetzt nicht gut — er fühlte
es —, aber, bei allem in der Welt, konnte es unter diesen Um-
ständen denn anders sein? — Eine kostbare Miniature die sie eben
noch gemeinsam bewundert hatten fand sich plötzlich nicht mehr
vor.

Sie durchsuchten immer wieder, was auf dem Tische lag,
Bücher und Mappen, Schatullen und Brieftaschen. Lord Chester
wurde nicht müde, seinen Freund zu fragen: „Nicht wahr,
James, niemand war im Zimmer außer uns. Nur Edward
brachte den Tee. — Ich schob die Sachen hier zur Seite, das Bild
lag obenauf . . .“

James beilte sich, dies zu bestätigen. Es handelte sich bei
dieser Miniature um ein äußerst seltenes Stück, ein ganz in
 Brillanten gefaßtes Werk des berühmten, Hofmalers und
Emailleurs Bone aus dem 18. Jahrhundert, das die wegen ihrer
Schönheit, Liebenswürdigkeit und Klugheit gepriesene Herzogin
von Devonshire darstellte.

Lord Chester hatte das Kleinod auf der Nachschloßversteigerung
eines bekannten Geldmannes zu Paris erworben. Trotz starker
Nachfrage seitens einer großen Zahl internationaler, teils für
eigene Rechnung, teils für Museen bietender Käufer war er mit
einem Angebot von 5000 Pfund endgültig Sieger geblieben. Un-
verzüglich war er dann mit seinem Schatz der Heimat zugeeilt
um in aller Ruhe und Behaglichkeit sich des Anblicks seines
Schatzes zu erfreuen. Nun sollte er auf so lächerliche Weise
darum betrogen worden sein?

„James,“ begann er neuerdings mit einer gewissen Be-
tonung. „Sie wissen doch, niemand war im Zimmer außer
uns . . .“ Und James bestätigte es abermals. Ohne jegliches
Betroffensein sah er ihn an.

Lord Chester lenkte sich erschöpft zurück. Nun, da ihm das
Bild für immer verloren schien, begriff er erst dessen vollen
Wert.

Das süße Antlitz der Herzogin von Devonshire hatte es ihm
angetan. Er glaubte nicht mehr leben zu können ohne einen
Blick in diese träumerischen Augen, auf diesen tadellosen Mund
und auf ihr seltsam in die Stirn gestämmtes Haar, das ein Ber-
bergen oder stilles Leid verriet. Dennoch verdankte es diese
Wirkung auf Lord Chesters Herz nur der Tatsache, daß es be-
reits geschäftlich war.

Sein Sinnen und Trachten gehörte nämlich einzig und allein
der Vergangenheit. Die Gegenwart besaß keine Macht über ihn.
Ihr ewiges Sich-Wandeln beunruhigte ihn. Die Vergangenheit
ließ sich beurteilen und überschauen. Nur sie war seiner Mei-
nung nach imstande, Wertvolles hervorzuheben und Belangloses
beiseite zu schieben.

Aus dieser Eigenart wuchs auch seine Liebe zu dieser
Miniature. In Gedanken schuf er sich ihre einstige Umwelt. Ent-
schwundene Jahrhunderte stiegen vor ihm auf. Kultur und
fremd gewordener Zeit umschmeichelte ihn. Er fühlte Schicksals-
nähe, glaube verklangenen Gesprächen zu lauschen und von be-
deutenden Menschen umgeben zu sein.

James Smith, sein Freund, war von derselben Leidenschaft
erfüllt. Die Stunden ihres Zusammenseins besetzte jener süße
Zusammenklang, wie er nur unter Gleichgesinnten denkbar ist.
Mit dem Willens also mußte er, Lord Chester, so bedauerlich es
wäre, zugleich den besten Freund verlieren. Denn wer könnte
ihn wohl hier Ersatzmann sein?

Er ging im stillen die Reihen seiner übrigen Bekannten durch.
Walter Raleigh belächelte seinen Gang zu Altertümern ganz un-
verhohlen. — George Woodman trank aus einer Tasse des
großen Napoleon und dachte an den nächsten Start. — Henry
Wels endlich lehnte es entschieden ab, in seinem „Mausoleum“
empfangen zu werden.

Es blieb ihm, wie gesagt, nur James. Ein letztes Mal be-
gann er darum: „Gestehen Sie, James, Sie machen sich einen
Scherz mit mir. Sie haben das Bild, nicht wahr? Denn
niemand war im Zimmer außer uns . . .“

James aber zeigte sich nur sehr erstaunt. Solche Scherze
wage er nicht, erklärte er, und ob sie nicht lieber doch noch ein-
mal suchen wollten . . .? Das Bild müsse ja zu finden sein.

„Mühte zu finden sein,“ dachte Lord Chester gereizt,
„wenn man an der rechten Stelle suchen könnte, nämlich in den
Taschen James.“ Aber spöding — spöding! — Es schüttelte ihn.
Das war kein Weg für einen Gentleman, auch wenn die Sache
sicher stand. Denn natürlich verhielt es sich so. James ganzes
Betragen bürgte dafür: die Vergütung seiner Blide beim Be-
trachten des Bildes und sein bei ähnlicher Gelegenheit gesprochenes
Wort, daß man eines solchen Stückes wegen zum Diebe werden
könne.

Dennoch erlaubte sich Lord Chester kein Vorgehen gegen
ihn. Betrübte sah er James sein Haus verlassen, ohne das Bild
erhalten zu haben. Nach einigen Wochen schlummer Qual unter-
nahm er einen neuen Ansturm auf das Gewissen James'. Er lud
ihn abermals zu sich, bewirtete ihn aber in einem Raum, in dem
sich keinerlei Altertümer befanden. Das sollte ihm ein Hinweis
auf die Zukunft sein, wenn er das Bild befiel. Wie wieder
würde er die Postbarkeiten zu Gesicht bekommen, die auch ihm
so teuer waren, nie wieder z. B. jene kleine Buddha-Statuette
aus Elfenbein mit goldenem Sockel, von der James sagte, sie
halte alle Weisheit der Erde in sich . . .

Aber James ging ungerührt von ihm. Da wurde es einsam
in Lord Chesters Haus. Besuche mühten abgewiesen werden,
und die Diener schlichen besorgt um ihren Herrn, der nur mehr
überlegte, wie schön die Miniature doch sein müsse, wenn James
um ihretwillen sogar auf seinen Buddha, den Inbegriff höchster
Weisheit, verzichten könne.

Eines Tages aber machte sich Lord Chester zum Ausgehen
bereit. Er wollte James besuchen und — so es ihm gelinge —
überraschen. Als er ein Zigaretten-Glas in die Brusttasche
seines Anzuges steckte, fiel ihm ein leeres Kistrin in derselben
auf. Beim Nachsehen zog er nichts Vorliegendes — seine
Miniature ans Tageslicht. Vor Schrecken und Freude halb er-
starrt, wurde er sich doch ohne weiteres über den Vorgang ihres
Verschwindens klar: als er sich ein wenig über den Tisch gebeugt,
war sie ihm in die Tasche geschlüpft. Umgehend hat er James zu
sich. Seines allzu deutlich geäußerten Verdachtes wegen gelobte
er sich, den Freund bei passender Gelegenheit mit seinem Buddha
zu beschenken.

Die Miniature der Herzogin von Devonshire aber ihronte
bei der Ankunft James' als Schutzherrin des Tages auf einem
eigenen Tische. Statt aller Worte vertieften sich dann beide,
dieser Lösung froh, mit derselben Andacht, die glücklich Liebende
in sich versinken läßt, in den Anblick der allgungl entbehrten und
nun noch teurer gewordenen Miniature.

Der Raufjunge und die Zigarette

Eine Firma suchte einen Raufjungen; es meldeten sich
einige fünfzig. Der Chef beschäftigte sich mit den Jungen per-
sönlich und ließ einen nach dem anderen kommen. Um sie auf ihre
Charakterstärke zu prüfen, nahm er gewöhnlich ein Zigarettenetui
aus der Tasche, hielt es ihnen hin und forderte sie auf, eine
Zigarette zu rauchen. Er nahm die Zigarette, der 58. lehnte ab.
„Was, du rauchst nicht? Aber Junge, was ein ordentlicher
Kerl ist, der muß doch rauchen! Hier, nimm!“ Der Junge schlug
die Zigarette aus und blieb fest.

„Bitte, nein; ich darf und ich will nicht rauchen. Ich darf es
nicht, weil es in unserem Sportklub verboten ist, und ich will es
nicht, weil ich mir nichts verbieten lassen möchte.“

Der Junge wurde genommen. Er schlug auch gut ein. Der
Chef war aber sehr erkrankt, als er ihn nach einem Vierteljahr
mit einer Zigarette traf.

„Nanu, Sie rauchen ja doch?“

„Ja,“ sagte der Junge, „ich habe mir die Sache durch den
Kopf gehen lassen; Sie haben mir doch selbst zugeredet, was ein
ordentlicher Kerl ist, der muß rauchen, und heute schlage ich keinem
mehr eine Zigarette ab.“

Seitdem kümmert sich der Chef nicht mehr um die Auswahl
der Raufburden.

Der See als Tintenfaß

In der Nähe von Sidi bel Abbas in Algier befindet sich ein
kleiner See mit richtiger Tinte nflußigkeit. Dieses seltsame
Gewässer wird durch das Zusammenströmen zweier Bäche
gebildet. Das Wasser des einen dieser Bäche ist stark mit Eisen-
salzen gesättigt, während der andere bei dem Durchströmen eines
Torfmooses Galläpfel auflöst hat und mitführt. Der Besucher,
der am Ufer dieses Tintensees weilt, braucht nur seine Feder in
das Wasser des Sees zu tauchen, um seine Anstichtspostkarte an
Orte und Stelle zu schreiben, eine Annehmlichkeit, die man in der
Welt kaum wiederfinden dürfte.

Keiner wollt' mehr in 'n Haus wohnen. Das is aber falsch, denn in 'n Haus wohnen, das will auch schon gelernt sein, wenn man auf 'ne Etage groß geworden is; aber 'ne Villa, da muß man schon geboren sein dazu, um das zu können. Ich kann's nich, und ich lern's auch nich mehr. Und ich will auch nich. Ich will meine Ordnung mit 'n Haus und mit 'n Garten und 'ne Laube und eigene Tomaten, und Sonntags Stat und dazu 'ne Weiße und Kimmell. Wie mein Vater und wie es richtig is. Und meinetwegen auch 'n Dienstmädchen, aber 'ne richtige Lujuße oder Minna, nich so eine, wo id' Fräulein sagen muß. — Also du hast wohl noch nie Schnee uff de Bäume gesehn, aller Duffell! Ich wie er plötzlich einem vertraumten Droschkentutcher zu, der dicht vor dem Auto in langsamem Rotteltempo seine Straße kreuzte.

Der Kutcher antwortete freundlich: „Wich dir bloß leene Verzierung ab;“ da bog das Auto bereits in die Hardenbergstraße ein.

„Und wie geht's Ihnen?“ fragte Traugott Lehmann auf einmal, offenbar in der Absicht, seinen plötzlichen Temperamentsausbruch in Gegenwart einer jungen Dame etwas zu kaschieren. „Ich rede die ganze Zeit von mir und erkundige mich überhaupt nich.“

Eva lachte: „Mir? Mir geht's wie Ihnen und noch schlechter. Wohin, als Sie mich trafen, war ich gerade auf Stellungsuche.“

Lehmann zog erstaunt die Stirne hoch: „Stellung? Sie sind nicht mehr bei Gieseler?“

Sie wurde rot; aber dann setzte sie ihm ruhig auseinander, daß sie niemals in Stellung bei dem Architekt Gieseler gewesen wäre.

„So,“ sagte Traugott erstaunt, „ich meinte, weil Sie sich so für Häuser interessieren. Und nu suchen Sie Stellung?“

Eva bestätigte es.

„Zum erstenmal?“

Eva bestätigte auch dies.

„Sie, das is nich leicht jetzt,“ meinte Traugott Lehmann ernst.

„Is denn 's Geld alle?“

„Gänzlich,“ bekannte Eva.

„Kann der Baumeister denn nich für Sie tun?“ fragte Herr Lehmann interessiert, „wo er doch sobiel Leute kennt? Ohne Empfehlung is doch nich zu machen.“

Sie lächelte: „Deswegen will ich gerade zu ihm.“

Er überlegte einen Moment: „Aber richtig, der wohnt ja in der Maassenstraße.“

Und als ob er nun, wo er das Ziel wußte, es doppelt eilig hatte, sie dorthin zu bringen, ließ er den Wagen in einem Tempo die Taubenienstraße entlang fahren, daß ein Spemann ihm mit entschiedener Mißbilligung nachsah.

Eva hatte gebeten, nach dem Winterfeldplatz gebracht zu werden; Traugott Lehmann aber hielt in der Maassenstraße.

„Ich werd' doch noch wissen, wo mein Baumeister wohnt.“

Es wäre ihr erheblich angenehmer gewesen, am Winterfeldplatz zu landen und zu Fuß nach dem Hause in der Maassenstraße zu gehen. Aber sie stieg tapfer aus und blieb dann stehen und reichte Traugott die Hand: „Ich danke Ihnen, Herr Lehmann; es war sehr nett von Ihnen.“

„Nicht zu danken, Fräulein,“ protestierte er, „ich wollt', sie ständen öfter an der Ecke Linden- und Oranienstraße.“

Sie schüttelte den Kopf: „Nieber nicht, Stellungsuchen ist schrecklich.“

„So meine ich's nicht,“ sagte Herr Lehmann eifrig, „aber ich möchte Sie manchmal mitnehmen, wenn schön Wetter is; hätten Sie nich Lust?“

Eva überlegte, ob sie Gile vorschützen sollte. Aber der ehemalige Willenbesitzer sah sie so treuherzig an, daß sie sagte: „Lust schon, aber ich werde keine Zeit mehr haben.“

„Ach was,“ erwiderte Lehmann, „Sonntags hat jeder Zeit. Rufen Sie mich doch mal an. Die alte Nummer.“ Er lachte: „Ich habe das Telephon noch rasch in die Portierwohnung legen lassen.“

Eva versprach, sich die Sache zu überlegen. Und dann schüttelte sie Herrn Lehmann noch einmal die Hand; er strahlte sie mit seinen hellblauen Augen an, nahm seine Mütze ab wie ein richtiger Chauffeur und blieb mit dem Auto vor dem Hause stehen, bis Eva im Innern verschwunden war. Da erst kurbelte er wieder an und fuhr nach Friedenau.

Ernst Gieseler, Architekt, W. D. A., stand groß an der Türe des vierten Stocks, vor der Eva etwas atemlos haltmachte. Sie klingelte, das Mädchen meldete, und dann stand sie in dem Atelier des Baumeisters, der ihr mit erstauntem Gesicht, einen Zirkel in der Hand, im langen grauen Reimenittel entgegencrat.

„Guten Tag, Fräulein Jordan,“ sagte er offiziell, da das Mädchen das Atelier noch nicht verlassen hatte und im Hintergrund ein schüchternes Jüngling über einem Reißbrett lag. „Was bringen Sie Schönes?“

„Ich wollt' Sie um einen Rat fragen,“ erwiderte Eva und reichte ihm die Hand.

„Aber gerne,“ sagte der Architekt und legte den Zirkel auf seinen Arbeitstisch. „Kommen Sie, wir gehen hinüber.“

Er öffnete eine Seitentüre und ließ sie in ein Zimmer treten, dessen violett gepolsterter Sessel und lichtbraune Mahagonistühle hart und scharf vor ganz weiß bespannten, bilderlosen Wänden saßen.

„Bitte schön, setzen Sie sich,“ bat er freundlich. „Hier sind wir ganz angenehm. Wo was gibt's?“

Eva saß noch etwas verwirrt in einem der violetten Sessel. „Wissen Sie nich eine Stellung für mich?“ brachte sie schließlich heraus.

„Eine Stellung?“ fragte Gieseler erstaunt.

„Ja,“ sagte sie. „Deswegen komme ich. Ich muß verdienen. Mein Kurjus ist zu Ende. Heute habe ich die erste Stellungsuche probiert.“

„Nun, und?“ fragte er.

„Ohne Erfolg,“ erwiderte Eva. „Das Angebot scheint sehr groß zu sein.“

„Niesengroß,“ bestätigte der Baumeister. „Ich weiß von einer Dame, die ist mit ihrer Tochter bereits auf der zwölften Stelle gewesen und hat immer noch nichts gefunden. Es ist jetzt die ungünstigste Zeit.“

„Aber ich muß etwas finden,“ sagte sie leise, es geht nicht anders.“

„Geht es wirklich nicht?“ fragte er. „Wenn Sie noch ein paar Monate warten würden — ich bin überzeugt, daß ich Ihnen dann ohne Mühe eine gute Stelle verschaffen könnte.“

„Ich kann nicht warten,“ erklärte Eva. „Es gibt ein Unglück. Mutter lebt wie im Traum, als ob sie nicht sehen will, wie sich alles geändert hat. Das bißchen Geld, was geblieben ist, gibt sie aus; die Mädchen hat sie behalten, und ich glaube, sie hofft sogar, daß niemand kommt, um die Wohnung zu mieten. Das geht noch ein paar Wochen, und dann ist es ganz zu Ende. Es muß etwas geschehen.“

„Sicher,“ bestätigte Gieseler, „es fragt sich nur was. Meine Bekannten bauen alle ab, entlassen ihre Leute. Ich selbst —“

„Das kommt ja nicht in Frage,“ sagte Eva.

„Verstehen Sie mich nicht falsch,“ bat er, „ich könnte Ihnen ja alle möglichen Empfehlungen geben; aber gerade jetzt — ich weiß nicht, ob sie Ihnen nützen.“

„Ich muß auch meinewegen heraus,“ bekannte sie. „Es ist schrecklich. Tomi fährt jeden Tag filmen; Großmutter läuft umher und sucht alle Sachen zusammen, die Großvater gehört haben, und redet immer von ihm. Und Mutter ist wie im Traum und will nicht aufwachen. Großmutter kann nicht mehr sehen, was anders geworden ist; Mutter will nicht sehen.“

Der Architekt nickte philosophisch: „Frauen sind seltsame Wesen. Dem Leben ist keine gemachsen.“

Sie antwortete nicht; aber sie sah ihn mit großen, suchenden Augen an, und plötzlich hob sie die Hand, beugte sich vor und legte sie leicht auf seinen Arm: „Hilf mir doch!“

Er sah ängstlich nach der Türe: „Wenn Sie wüßten, wie gerne ich Ihnen helfen würde.“

Eva zog ihre Hand zurück: „Ich weiß,“ sagte sie und lächelte.

„Kann Ihr Onkel Heinrich nichts für Sie tun?“ fragte Gieseler sinnend.

„Ach, der arme,“ entgegnete Eva, „dem geht es genau so wie uns.“

„Es ist schrecklich,“ stellte der Architekt fest, „und unverantwortlich vom Staat. Mit dieser Inflation hat er seine besten Bürger, den ganzen gebildeten, wertvollen Mittelstand einfach ausgeplündert. Eine schöne Kultur wird das werden — bloß mit den neuen Reichen und all den Beamten.“

Eva schwieg; er aber fuhr fort: „Aber da ist doch noch Ihr Onkel Otto; der hat doch ein eigenes Pantgeschäft. Könnten Sie nicht einmal zu dem gehen?“

Sein Gesicht strahlte bei diesem Einfall; Eva sah ihn ein Weildchen mit einem hellen, fast nachsichtigen Lächeln an: „Das hätte ich vielleicht gelonnt.“

„Na, sehen Sie,“ sagte er fröhlich, „da haben wir Sie ja schon untergebracht. Die Hauptsache im Leben ist, daß man sich die Möglichkeiten, die man hat, einmal ordentlich klarmacht; dann findet man immer einen Ausweg.“

Eva stand auf: „Ich danke Ihnen,“ sagte sie, wobei ihre Rundwinkel ein bißchen schärfer als sonst gesenkt waren.

„Liebes Herz,“ äußerte der Architekt, „du tußt mir so leid.“

Und er kämpfte vor Teilnahme seine Stimme, daß sie draußen bestimmt niemand hören konnte. „Du mußt mir aber versprechen, nicht eine Sache unangenehm, in der du dich aufhoben arbeitest; dazu bist du viel zu schade.“

Sie zuckte die Achseln: „Das ist nicht schlimm. Es gibt so viele, denen es noch schlechter geht; aber ich danke Ihnen.“

Er geleitete sie bis ins Treppenhaus: „Und grüßen Sie niemals zu Hause, und nicht wahr, Sie lassen mich in jedem Fall wissen, ob Sie etwas gefunden haben.“

Eva sah einen Augenblick zu Boden: „Das glaube ich nicht.“

Der Architekt stutzte: „Wieso?“

(Fortsetzung folgt.)

Der wandelnde Schirm

Skizze von Willy Loessel.

Mein Schirm wandelt. —

Entsetzen!

Er wandelt?

Er wandelt. Und wenn du dich auf den Kopf stellst, er wandelt. Er ist sogar tofett. Er ist anspruchsvoll. Er ist launenhaft. Er ist großschmüzig. Kurzum — mein Schirm ist ein Ekel. Er verfolgt mich. Wohin ich auch gehe. Ich habe ihn schon zum Teufel gewünscht — er kam wieder. Ich ließ ihn stehen — er kam wieder. Ich verschenkte ihn — er kam wieder. —

Ich könnte rasend werden! Aber rase ich — er rast mit. Er verfolgt mich. Mit einem Wort — er wandelt. Und das Tragische an der scheinbar mysteriösen Sache ist, daß sie mir kein Mensch glaubt, nicht einmal meine besten Freunde. Es ist zum Verzweifeln!

Einige nannten es Verfolgungswahn. Andere wieder schimpften mich unantbar. Ich wäre über alle Maßen nervös. Man sollte mich einsperren. Und dergleichen mehr. —

Nun frage ich Sie! Mich einsperren? Einsperren um einen Schirm? — Warum sperrt man den Schirm nicht ein? Warum mich, der ich doch nun mal eine Aversion gegen diesen Schirm habe?

Ich mag ihn nicht. Ich will ihn nicht. Ich kann ihn nicht leiden. Und schließlich bin ich doch nicht mit ihm verheiratet! — Oder doch? —

Der Schirm ist alt. Der Schirm ist ein Monstrum. Er wankt. Er geht auf Krüden. Er hat Schlitzaugen. Und spannt man ihn auf — so weint er. Ja, er weint nicht nur, er quetscht. Er bläht sich. —

Kann man es mir da verübeln, wenn ich — — — Aber nein, der Schirm muß es sein.

Ich entsinne mich, daß ich ihn vor vielen Jahren als ein Geschenk der Mutter freudestrahlend in Empfang nehmen durfte. Er war sozusagen mein erster Schirm. In alledem regnete es an jenem Tage. Es regnete nicht nur, es goß in Strömen. Er kam mir also wie gerufen. —

In der ersten Zeit war er mein ständiger Begleiter. Ich freute mich sogar mit ihm. Doch als der Reiz der Neuheit verflogen war, wurde er mir lästig. Ich stellte ihn bald darauf in den Schirmbehälter und ging meiner Wege. Doch kaum hatte ich die Eintreitur in der Hand, da rief auch schon die fürsorgliche Mutter: Junge, dein Schirm! Und alle Einwendungen, die ich auch machte, halfen nichts. Sie hing ihn mir liebevoll über den Arm und meinte: Denk, es sei die Hand deiner Mutter, die dich begleitet, die dich beschirmt. Nimm ihn, den Schirm, mein Junge! — Ergo nahm ich den Schirm. Denn kann man einer Mutter etwas abschlagen?

So wurde aus diesem Zwang eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Manie. Ohne daß ich es wußte. Ohne daß ich es wollte. Das machte mich zur Karikatur, denn man nannte mich nur noch den Schirmontel. Das war zuviel des Guten. Und so überlegte ich eines Tages, auf welche Weise ich meinen verhängnisvollen Schirm am besten loswerden könnte. Aber das war keine Kleinigkeit, im Gegenteil, denn alle Versuche gingen fehl. —

Was tun? — Ihn verschenken? Ein solches Angebot wäre geradezu beleidigend. — Ihn in die Kumpeltammer werfen? Wäre wiederum kränkend für die Mutter. — So entschloß ich mich denn kurzerhand, ihn irgendwo stehen zu lassen. Das tat ich denn auch. Aber glauben Sie, er blieb? Weit gefehlt. „Hallo, Ihr Schirm!“ hieß es, und schon hing er wieder herausfordernd an meiner Seite. Ich verwechselte ihn in wohlweislich guter Absicht. Aber alle Verwechslungen halfen nichts. Das Ekel fand immer wieder den Weg zu mir zurück. —

Habe ich da nicht recht, wenn ich sage, mein Schirm wandert? — Er verfolgt mich? —

Zu guter Letzt ließ ich ihn in angeheitertem Zustand und in der Ekstase hellster Verzweiflung in einem Gartenlokal stehen. Ich verstaute ihn möglichst. Und als ich mich wie abschiednehmend noch einmal nach ihm umfah, da sah ich wie er hilflos seine giftgelbe Krücke nach mir ausstreckte und dann zu Boden fiel. — Endlich! dachte ich mir, nun bist du ihn los. — Doch kaum hatte ich den Ausgang erreicht, wer kam auf mich zu? — Mein Schirm. — Diesmal getragen und gestützt von einer zarten Frauenhand. „Verzeihung, Ihr Schirm,“ hieß es, und schon hing er wieder an meiner Seite. Glücklicherweise diesmal mit dem Schirm zugleich die Frau, die mich bezauberte, und die mich mit all ihrem Liebreiz meinen vermolebten Schirm an einige Stunden vergessen ließ. —

Aber was sage ich, auf Stunden? Für die Ewigkeit, denn ich habe diese Frau später geheiratet, die in einer hysterischen Umwandlung meinen Schirm in eine Senzgrube warf, während sie mich auf Zeit und Ewigkeit wie ein Pfandobjekt mit Beschlag belegte.

Nun bin ich zwar meinen Schirm los, aber ich habe dafür diese Frau. Und hol mich der Teufel, hat diese Frau mit meinem wandelnden Schirm nicht eine gewisse Ähnlichkeit???

Geh ich in den Club, wer begleitet mich? — Meine Frau. Habe ich meinen Herrenabend, wer begleitet mich, und holt mich getreulich wieder ab? — Meine Frau. Komme ich nach Hause, wen finde ich vor? — Meine Frau. Wohin ich auch gehe — Meine Frau. Meine Frau. Meine Frau. —

Man sollte beinahe meinen, daß wie aus Bosheit, mein nunmehr verstorbener Schirm in ihr seine Wiederkehr erleben durfte, und daß unsere Philosophen nicht ganz unredt haben, wenn sie von einer Re-inkarnation sprechen und behaupten: Alles wandelt, fließt, bewegt sich durch Jahrtausende. —

Wenn ich das auch in uns und in Vielen voraussetzte, von einem Schirm — hätte ich das nie für möglich gehalten. — — —

Die Haare werden länger!

Paris gegen den Pubitopf.

Die von einigen Pariser Modeführern begonnene Kampagne zur Einführung der Mode des langen Haars bei den Frauen, die gegenwärtig Pubitopf tragen, hat Erfolg. Dieselben Frauen, die erklärten, daß sie niemals kurze oder enge Röcke tragen würden, und die sich dennoch der Mode unterwarfen, versichern jetzt, daß sie sich niemals das Haar lang wachsen lassen werden. Aber dennoch kann auch der flüchtige Beobachter in den Luxusrestaurants und in den Tanzsalons von Paris eine immer steigende Zahl von eleganten Frauen mit langem Haar bemerken. Die Friseur haben ein solches Vertrauen, daß die Mode den Pubitopf besiegen wird, daß sie große Mengen von falschen Zöpfen gekauft haben, um sie ihren Kundinnen auf die Frisur zu stecken, während ihnen das Haar nachwächst. Sie sind soweit gegangen, sich Lager von Haarnadeln und wertvollen Kämmen zu kaufen, was bedeutet, daß sie eine solide Grundlage zu der Ansicht haben, die Mode werde wechseln.

Gingegangene Bücher

(Besprechung vorbehalten.)

Die jeguelle Not unserer Zeit. Von Dr. med. Gertha Kiese. (Prometheus-Bücher.) Hesse u. Becker Verlag, Leipzig.

Deutsch, Kulturkundliches Lesebuch für die Oberstufe höherer Schulen. Herausgegeben von Dr. Karl Weidel, Akademiedirektor in Elbing. Verlag von V. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Leben im Wort, Bilder aus der Sprachgeschichte u. Wortkunde. Ein Volks- und Jugendbuch von Alfred Hofschke und Wilhelm Vogelwohl. Kartoniert 2 Mark. Verlag V. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Das deutsche Handwerk in seiner Kulturgeschichte. Entwicklung von G. Otto. 14. Band der Bücherreihe „Aus Natur und Geisteswelt“. Geb. 2 Mark. Verlag V. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Die Maschinenelemente von Geh.-Nat Prof. R. Vater. 5. erweiterte Auflage von Prof. Dr. Fritz Schmidt. 301. Band der Buchreihe „Aus Natur und Geistesleben“. Preis: geb. 2 Mark. Verlag V. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Der Rhein, ein Reiseführer von Mainz bis Düsseldorf, Eifel, Mosel, Ahr- und Lahntal, Frankfurt, Wiesbaden. Mit 15 Karten, 17 Plänen, 8 Grundrissen, 6 Panoramen der Rheinfahrt und 1 Rundsicht. 14. Auflage. 1927. In Leinen gebunden 7 M. (Meyers Reisebücher.) Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Zeitschriften.

Die Brücke zur Heimat, Zeitschrift des Deutschen Kolonialvereins, Gesellschaft für nationale Siedlungs- und Auslandspolitik, e. V. Heft 8. Aus dem Inhalt: Nachdenkliches zu Deutschlands Eintritt in die Mandatskommission von Prof. Dr. R. Hennis; Eindrücke in der neuen Türkei; Die Schwierigkeiten der neuseeländischen Mandatsverwaltung in Samoa von v. Feldmann; Die exportliche Bedeutung des Danziger Hafens von Wolfgang Greiser; Clements Rüdalic von Hubert Genrif. Verlag: Die Brücke zur Heimat, Berlin SW. 11.

Sport und Sonne, Heft 8 (August). Aus dem Inhalt: Wie lernt man Rudern? — Wasserpringen. — Vom fröhlichen Lagerleben. — Deutscher Frauensport marschiert. Verlag Dr. Gysler u. Co., Berlin SW. Preis pro Heft 1 Mark, vierteljährlich 2,50 Mark.

„Kunst und Handwerk“, Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, München. (Kommissionsverlag F. Bruckmann, A.-G., München.) 77. Jahrgang, Heft 4, Preis 1,50 Mark.

Deutsche Jugendverkehrszeitung, Heft 1 und 2 (Juli-August 1927), Verlag Schlimpert u. Büchel, Meissen in Sachsen.